

Waldfrieden

Wie bei Insterburg ein Moorbad entstand

Auf Erdenbreiten, wo in den Adern der Menschen noch das Blut einstiger Kolonisten fließt, wo sich Erdverbundenheit mit Verantwortung im Sinne des Menschlichen paart, zieht das Wesen des Ursprungs, das Schöpferische, ohne viel Aufhebens selbst in den grauen, eintönig anmutenden Alltag ein, um sich wunderbar darin zu manifestieren.

Ein Beispiel dafür ist das längst verklungene, einst unscheinbar und in dürftiger Einfachheit hinfließende Leben der Bäuerin und Ehefrau Krüger in Gerlauken bei Insterburg, die mit ihrem Mann einen kleinen, einsamen Hof bewirtschaftete, zu dessen Äckern und Weideland ein gar nicht so kleines Stück Moorboden gehörte, der noch darauf wartete, für Saat und Ernte mühevoll hergerichtet zu werden. Vorläufig begnügte man sich damit, Torf zu stechen und die getrockneten Soden zum Heizen des Ofens in Ermangelung anderer Brennmaterials zu benutzen.

Ausgelöst wurde das Außergewöhnliche in ihrem Dasein, als ihr Mann unversehens unter großen rheumatischen Schmerzen zu leiden hatte, nach einem kalten Nebeltag, wie man sagt. Da es nach Tagen nicht besser wurde, legte er sich ins Bett in dem Glauben, es gebe keine Hilfe für ihn und er sei zu nichts mehr nütze.

Danach vergingen Wochen und es war weder Linderung und schon gar keine Besserung des Übels abzusehen. Was für die Frau dabei von Bedeutung war . . . natürlich tat er ihr leid — aber was sie für sich persönlich empfand war das Bewußtsein, daß sie über kurz oder lang einen schwerwiegenden Entschluß fassen mußte, wenn sie nicht selbst unter der Last der Arbeit zusammenbrechen sollte, denn die beiden Söhne waren noch nicht so weit, ihr fühlbare Hilfe zu leisten. Wenn es so weiterging, würde sie das Anwesen verkaufen müssen, um sich eine Arbeit zu suchen, die sie zu leisten vermochte und die doch soviel einbrachte, die Familie vor Not zu schützen.

Aber durfte man dafür Eigentum aufgeben, an dem man mit allen Fasern des Herzens hing? O nein! Das andere war wichtig! Er mußte geheilt werden; es lag bei ihr, ihn wieder gesund zu machen. Sie sprachte es in ihrem Gemüt wie einen Auftrag. Es mußte zumindest der Versuch gemacht werden, und die Erleuchtung kam ihr an einem Abend, als sie am See stand und über das Moor hinblickte.

Das Moor, Dunkel hatte sie in Erinnerung, einmal gelesen zu haben, daß begüterte Leute in solchem Falle in dafür eigens eingerichtete Moorbäder reisten, um Linderung ihrer Schmerzen zu empfangen. Kurz entschlossen packte Frau Krüger einige Stücke Torf in die Schürze und elkte nach Hause, ohne sich vorerst über die mögliche Anwendung Gedanken zu machen, nur soviel hatte sie im Gefühl: Warm müßte sie ein Bad sein. Sie legte den Torf in einen Kessel mit heißem Wasser, drückte ihn zu Brei, den sie kochen ließ.

„So“, sagte sie zu ihrem Mann. „Nun jammere nicht mehr und sieh zu, ob du den Arm da hineinlegen kannst.“ Etwas von dem braunen Schlamm packte sie in Handtücher ein und legte die Packungen auf die Schulter und wo es sonst noch weh tat.

In dieser Nacht konnte der Mann zum ersten Male wieder schlafen. Tag für Tag setzte sie ihre Versuche fort.

Eine Woche verging mit solchen Bemühungen, ehe sich das Wunder vollendete. Da schritt der Bauer wieder hinter dem Pflug her und hatte alles Ungemach fast schon vergessen und begriff sich selber nicht, daß er darüber verzweifelt und ohne Hoffnung gewesen war.

Auch für die Frau hätte dieser kurze Lebensabschnitt voll Sorge und Angst vergessen sein

können, hätte sie nicht ein Gefühl in ihren Herzen getragen, das sie nicht ruhen ließ, auch andere Menschen an dem Wunder und dem Segen der Erde, die mehr denn je ihre Erde war, teilnehmen zu lassen. Da war der kranke Nachbar und Tante Malchen mit ihren Schmerzen und der Postbote bekam einen ganzen Sack voll Moor für seine gichtige Mutter mit, auch der Chausseeaufseher kam eines Tages zu ihr und steckte seine geschwollenen Füße in das von Frau Krüger bereitete Bad. Immer mehr Menschen suchten Hilfe bei ihr, die sie allen zuteil werden ließ, ohne über die zusätzliche Arbeit zu murren oder gar an eine Gegenleistung zu denken. Weit und breit sprach man von Frau Krüger und von dem Wunder im Moor.

Alle die Obliegenheiten, die Frau Krüger dadurch erwachsen, fügte sie in ihr Leben ein, als ob sie für alle diese Menschen eine Verantwortung trug, deren Erfüllung ihr Frieden und Glück bereite, als hätte sie schon immer danach gesucht, auch wenn ihr Mann murrte in dem Gefühl, er käme zu kurz dabei.

Doch wollte es scheinen, als wäre dem Auftrag, den sie zu erfüllen hatte, damit nicht Genüge getan. Eines Tages ergab es sich, daß ein Fremder vorüberkam und ihr zusah, wie sie einen Eimer voll Moorschlamm aus der Tiefe hob, um ihn nach Hause zu tragen; er wollte wissen, wozu sie das tat, und sie erzählte ihm die ganze Geschichte.

Er bat sie: „Würden Sie mir eine Probe davon mitgeben?“ Das zu erfüllen war nicht schwer. Er erklärte ihr, er sei Arzt, lebe in Hamburg und möchte der Sache gern auf den Grund kommen, was so besonderes daran wäre, das diese Erfolge rechtfertigen könnte. Nach einigen Wochen traf die Antwort ein, daß das Moor in hohem Grade radiumhaltig sei, woraus sich die hohe Wirkung erklären ließe.

Fast über Nacht faßte Frau Krüger einen kühnen Entschluß; sie führte einen Gedanken aus, den sie schon eine Weile in sich getragen hatte. Nun war er ausgereift und erblickte das Licht der Welt.

Trotz des Aufgehrens ihrer Familie, der die Sache unheimlich erschien, abgesehen von den Mühen, die man davon haben würde, ließ sie auf einer Lichtung im Wald neben dem Moor einen Holzschuppen bauen und stellte zwei Badewannen hinein; den ganzen Leib der Kranken wollte sie darin versenken, um die heilenden Kräfte noch stärker wirken zu lassen.

Von weit und breit kam die Menschen zu den heilsamen Bädern. Frau Krüger hatte scharf kalkuliert: fünfzig Pfennig Eintritt mußten die Hilfsbedürftigen zahlen, um die Unkosten zu decken; ihre eigene Arbeit berechnete sie nicht; mit ihrem jüngsten Sohn schleppte sie Eimer um Eimer der heilsamen Moorerde heran und klares Wasser für das nachträglich reinigende Bad; auch Ärzte aus der Umgebung schickten ihre Patienten.

Da faßte Frau Krüger einen großen Entschluß: Sie sprach beim Kreisbaumeister vor und bestellte den Plan für ein Kurhaus mit Bädern; dann ging sie zum Landrat. Der lenkte das Interesse des Vaterländischen Frauenvereins auf das Unternehmen. Auch an Kindern, durch Tuberkulose gefährdet, sollte die Wirkung erprobt werden. Frau Krüger räumte ihnen die Hälfte ihres Wohnhauses ein. Die Familie mußte zusammenrücken. Ein Gönner ließ eine Glasveranda anbauen, und ein anderer spendete fünftausend Mark, um das werdende Heim mit einer Pflegerin und hygienischer Ausstattung zu versehen.

Schon wurden die ersten Prospekte für das neu zu erstehende Haus gedruckt. Waldfrieden hieß nun das Moorbad, nicht mehr Gerlauken.



So fing es an: Waldfrieden um 1924 . .

Plötzlich stand in dieser weitabgeschiedenen Gegend ein stattlicher Bau, mit Pampanlagen und hübschen Fremdenzimmern und mit allem, was dazu gehört. In dem neu angelegten Garten wirtschaftete Vater Krüger, dem die Sache selbst Spaß machte.

Man schrieb das Jahr 1912. Es ging den Menschen der damaligen Zeit zu Herzen, daß eine Frau solchen Glauben und soviel Fürsorge ausstrahlen konnte, ohne für sich selbst etwas zu beanspruchen. Und sie spendeten Geld, damit das Unternehmen weiterhin wachsen konnte.

Es gab Schwierigkeiten und es gab Rückschläge. Der Erste Weltkrieg legte zwangsläufig eine Pause ein. Vorübergehend wurde „Waldfrieden“ ein Soldatenerholungsheim.

Danach stellte sich ein Arzt an die Spitze des Unternehmens, doch wollte und konnte er auf

die Mitarbeit der Urheberin nicht verzichten. Sie führte — immer noch die einfache Bäuerin, die Aufsicht über die Bäder, nur mit den Hilfskräften umzugehen verstand sie nicht; sie nahm ungeschickten Mädchen die Arbeit aus der Hand und machte sie lieber selbst.

Eines Abends fühlte sie sich sehr erschöpft. Es lockte sie, zum ersten Male, selbst so ein Moorbad zu nehmen. Sie legte sich in der Wanne wohlig zurecht und begann zu träumen, sah einen großen Omnibus kommen mit vielen Gästen, die sagten, so gute Bäder gäbe es in ganz Deutschland nicht. Am Kurhaus war ein Seitenflügel angebaut, und durch den Wald führten schöne Promenadenwege.

Dann legte sie sich auf ein Ruhebett und schlief ein — für immer.

Die „Vivatbänder“

Eine Reminiszenz an die Befreiungskriege

In einem Artikel im Ostpreußenblatt war am 3. Februar 1968 in anderem Zusammenhang auf jene ostpreußischen Vivatbänder hingewiesen worden, die im Jahre 19913, anlässlich des 25jährigen Regierungsjubiläums des letzten deutschen Kaisers, in buntdruckter Seide auf Rockaufschlägen und Blusen mit Bildern und Versen aus der Zeit der Befreiungskriege um 1813 prangten. Ihr Erfinder bzw. Wiederentdecker eines ähnlichen Brauches aus der Zeit der preußischen Erhebung war Gustav Gotthilf Winkel, damals 56 Jahre alt. Dieser Mann, zeitweise ein Sammler von Merkwürdigkeiten, die mit dem Zirkelschlag von alten Zeitungen und Festabzeichen über türkische Maueranschläge bis hin zu einer Speisekarte des russischen Marineklubs zu Reval nur ganz unvollkommen umfaßt werden, stammte, geboren am 18. August 1857, aus dem brandenburgischen Pritzwalk, war Schüler am Greifenberger Gymnasium in Pommern, studierte u. a. in Würzburg, war später Regierungsrat in Köslin und kam nach 1910

an das Oberpräsidium in Königsberg, bald als Geheimer Regierungsrat tituliert. Bereits im September 1918 schied er aus dem Staatsdienst und starb am 6. Februar 1937 in Marburg an der Lahn.

Zufall und Erinnerungskraft eines Zeitgenossen von damals nun zauberten jene Verse wieder hervor, die unter der Überschrift „Vivat“ jene Bänder zu einer heute je nach Einstellung wehmütigen oder belächelten Rarität machen würden, wenn noch Exemplare davon vorhanden wären. Hier aber erhebt sich die Frage, von wem wohl diese Worte damals „getextet“ wurden, die so lauten:

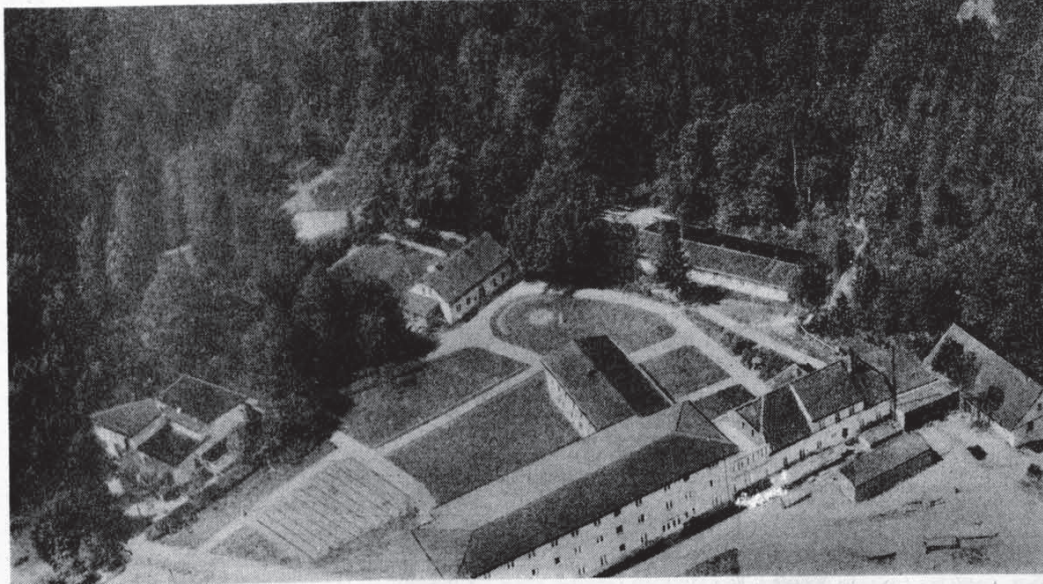
Ostpreußen schien vor hundert Jahren zuerst der Freiheit Morgenrot, als York mit seinen tapfern Scharen dem Feind die Eisenstirne bot. Der Ruf Dohnas dringt ins Weite, in Scharen rückt die Landwehr an, getreulich stehet ihm zur Seite der Königsberger Heidemann.

Drei Namen wurden da genannt: Der später erst so geehrte Johann David Ludwig Graf York von Wartenburg (1759—1830) war durch seine Tat vom 30. Dezember 1812 in der Mühle von Poscheruny bei Taurroggen im Vivatbänderjahr 1913 in der Vorstellung der Ostpreußen längst zu einer legendären Figur geworden, an seine Gegnerschaft zu den Steinischen Reformen und reaktionären Eigenarten dachte kaum jemand, nachdem man erkannt hatte, daß er durch seinen Aufruf der ostpreußischen Stände zur Landesverteidigung und zur Bildung der Landwehr am 5. Februar 1813 den Anlaß zu den Befreiungskriegen gegeben hatte, in denen er sich auszeichnen sollte.

Friedrich Ferdinand Alexander Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten (1771—1831), vormem Minister und seit 1813 Generallandchaftsdirektor, hatte sich, ein Freund der Reformideen, nachhaltig für die Bewaffnung der Provinz eingesetzt als Mitverfasser der Landwehrordnung für Ostpreußen. Er war Vorsitzender der Generalkommission für die Landwehr und ihr Organisator.

In breiten Kreisen 1913 unbekannt geworden war „der Königsberger Heidemann“ aus Pommern. August Wilhelm Heidemann (1773 bis 1813), seit 1802 Regierungsrat und Professor an der Albertina, 1805 auch Mitglied des Kriminalsenats, hatte sich als Förderer der Universität Achtung und Liebe der Studenten gesichert. Als er aber 1810 zum Oberbürgermeister gewählt wurde, verzichtete er auf Professur und Richteramt und wuchs in den schweren Jahren 1812/13 an seiner Aufgabe als unermüdlicher Mitarbeiter Dohnas im Ausschuß zur Landwehrordnung und in der Generalkommission. Sein Grab auf dem alten Löbenichtischen Kirchhof am Königstor mit dem Landwehrkreuz wurde bis in die letzten Königsberger Tage gepflegt.

Dr. Hans Lippold



. . . und zwölf Jahre später nach dem Ausbau